

Etwas fehlte – zur geistigen Situation einer Schülergeneration

BERTHOLD FRANKE

Anschauung und Begriffe machen also die Elemente aller unsrer Erkenntnis aus, so daß weder Begriffe, ohne ihnen auf einige Art korrespondierende Anschauung, noch Anschauung ohne Begriffe, ein Erkenntnis abgeben können.

IMMANUEL KANT

Er habe gerade die „Grundrisse“ noch einmal mit großem Gewinn gelesen und vor wenigen Tagen, so fügte der junge Forscher hinzu, habe er im Traum die Marx'sche Werttheorie tatsächlich total klar und verständlich in einer dreidimensionalen graphischen Darstellung gesehen, so plastisch, dass man es habe fast abmalen können. Und er sei jetzt gerade dabei, dies aus der Erinnerung nachzuholen, und eigentlich müsse man es computergestützt simulieren, aber dazu seien Rechner wie Software leider heute noch nicht leistungsfähig genug.

Es muss Mitte der Achtziger gewesen sein, als ich diese interessanten Schilderungen aus der Werkstatt eines begabten jungen Politologen vernahm, der über lange Jahre seine Existenz in den Dienst der ideologiekritischen Großaufgabe gestellt hatte. Schon damals fragte ich mich (nicht ihn und nicht laut), ob es ausreiche, auf eine neue Computergeneration zu hoffen, um eine zündende Aktualisierung der Politischen Ökonomie zu liefern, während die neueste Stufe des Kapitalismus gerade durch die von modernster Computertechnik in Gang gesetzte radikale Beschleunigung globaler Geldflüsse charakterisiert war, was vielleicht wichtiger zu begreifen sei als der letzte Kringel der Marx-Exegese.

Im ideologiekritischen Geschäft war auch ich tätig, als Student, später Doktorand bei Kurt Lenk. Dort lernten wir den Parcours der europäischen Politischen Theorie von Machiavelli bis Hegel kennen, enterten über die Drehscheibe des Vormärz den materialistisch-linkshegelianischen Geleitzug bis zur „Dialektik der Aufklärung“ und schärften dabei fortwährend unsere

Instrumente an allerlei Konservatismen von Adam Müller über Stahl, Vollgraf, dann weiter hinein in den Proto- und Präfaschismus bis hin zur hohen Schule der funktional-genetischen Kritik jenes Generalsyndroms „Rechts“ mit seinen Verästelungen und Affiliationen von Hobbes bis zur Konservativen Revolution, von Spengler bis zur „Jungen Welt“. Das war ein gutes Curriculum und wir hatten einen großartigen Lehrer, dem man seine Leidenschaft für die Sache abnahm und dessen undogmatisch-polyzentrische Methode im Urmoment des Kritischen begründet war und dort auch immer wieder mündete.

Eine entscheidende Rolle spielte hierbei die Technik mimetischer Anverwandlung an den zu kritisierenden Gegenstand. Originalton Lenk: „Man muss dabei so denken wie Carl Schmitt, eigentlich momenthaft ganz Carl Schmitt sein, um ihn dann von innen knacken zu können.“ Schmitt war die Meisterklasse, wohl der intelligenteste Faschist, das Edeldwird unter den Trophäen der ideologiekritischen Jagd, dem wieder und wieder mit theoretischen Präzisionswaffen hinterhergespürt wurde; einem Houston St. Chamberlain oder gar einem Goebbels wurde solche Ehre nicht zuteil, verfügten sie doch in nur geringem Maß über jene Differenziertheit, die sie einer ideologiekritischen Großoperation überhaupt würdig gemacht hätte.

Als fleißiger Arbeiter im Weinberg der Ideologiekritik sah man sich dergestalt mit kleineren oder größeren Beiträgen zu einem Werk befasst, das im vorgestellten Gesamt einer der defizienten Wirklichkeit gegenüber aufgebauten, diese aber im Modus der Kritik zugleich einbegreifenden und übersteigenden kritischen Wissenschaft mündete, ohne welche schließlich eine bessere Welt (um nichts Geringeres sollte es natürlich gehen) nicht denkbar sei. Interessanterweise wurde über eine Hauptvoraussetzung dieses Großprojekts eigentlich nicht oder kaum je reflektiert, nämlich die Tatsache, dass der Gegenstand der ganzen Bemühungen vor allem Texte waren. Ideologie war materialiter nur greifbar als Text (also, wenn man so will, als „Geist“), waren Bücher und Aufsätze, denen man durch kritische Analyse ihre in Buchstaben abgebildeten impliziten ideologischen Gehalte abgewinnen musste. Dabei bekam man es mit unterschiedlichen Gewichtsklassen (ganz im erwähnten Schema von Chamberlain bis Schmitt) zu tun – je feiner, desto besser. Abgesehen hatte man es aber irgendwie schon auf die Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, deren Erkenntnis sich vorab und prinzipiell über Texte und Ideen erschloss, Texte und Ideen, die sowohl die ideologisch verdrehte Realität als auch die Codes zu deren kritischer Entschlüsselung beinhalten sollten.

Urtext für diesen Ansatz war das berühmte Fetisch-Kapitel im ersten Band des „Kapital“ mit seiner Aufdeckung und methodologischen Kanonisierung des Mechanismus entfremdeten Bewusstseins. Entscheidende Pointe des Marx'schen Projekts war ja, dass hierauf aufbauend die Kritik des Kapitalismus eben nicht aus der Empirie, sondern als Kritik der Politischen Ökonomie gewonnen worden war, d.h. vor allem aus der Kritik der großen theoretischen Texte der liberalen Klassiker. Dabei war Marx selbst ja ein Empi-

riker ersten Ranges gewesen. Aber es ist wohl keine große Übertreibung, dass wir, die wir uns als Urenkel seiner ideologiekritischen Schule verstanden, meinten, auf eigene empirische Sondierungen erstmal verzichten zu können. Festzuhalten bleibt in jedem Fall ein mehr als auffälliges Desinteresse an der frischen Erfassung der Wirklichkeit. Etwas fehlte – wie kam es dazu?¹

Zunächst einmal war man natürlich auf derlei Rückfragen vorbereitet, denn man hatte ja den „Positivismusstreit“ (vgl. Adorno u.a. 1972) gelesen. In einem die Differenziertheit der Argumentation der dort zu lesenden Adorno und Habermas kaum berührenden Schnellverfahren wurde diesem Band eine Art Freibrief für die Denunziation der empirischen Sozialforschung als „naiver Empirismus“ und „Fliegenbeinzählerei“ entnommen und in Form eines Verdikts pauschaliert auf alles, was nicht dem ideologiekritischen Grundansatz gehorchte, angewendet – von den Empirikern der Kölner Schule der Soziologie bis zu den Anti-Platonikern Popper und Dahrendorf, deren Plädoyers für eine „offene Gesellschaft“ als spätbürgerliche Phänomene einer mit dem Narkotikum der „repressiven Toleranz“ (Herbert Marcuse) operierenden liberalen Ideologie entlarvt wurden.²

Nur wenig später wurde auf ähnlich flachem Niveau mit dem Funktionalismus umgesprungen (bis dieser dann in seiner Luhmann'schen Prägung erst Ende der 80er Jahre Mode wurde). Und den Urvater einer empirisch orientierten und zugleich theoretisch-begrifflich operierenden Soziologie, Max Weber, hatte man schon zuvor anhand einer oberflächlichen Kritik seines Wertfreiheitspostulats abgewickelt und dem Positivismus zugeordnet, hierin ein voll ausgebildetes theoretisches Vorurteil der älteren Frankfurter Schule übernehmend, mit dem erst Jürgen Habermas, inspiriert von der amerikanischen Weber-Rezeption, in seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ Anfang der 80er Jahre endgültig aufräumte (vgl. hierzu die noch ganz von Max Horkheimers Weber-Verdikt inspirierten Kapitel in Lenk 1986: 24-32). Weitere Munition boten die Aporien der „klassischen“ Wissenssoziologie Mannheim'scher Prägung, deren „relationalistischer“ Bezug auf die „freischwebende Intelligenz“ auf gut ideologiekritische Art mit dem schlagenden Gegenbild des „erkenntnisleitenden Interesses“ gekontert wurde. Dieser dem Habermas-Bestseller „Erkenntnis und Interesse“ entnommene Begriff wurde (zusammen mit Versatzstücken aus seinem Aufsatz „Technik und Wissenschaft als Ideologie“) zu einer Art Kompaktkanon schnellster Empirismus-Kritik, den man ein ums andere Mal guten Gewissens einer auf frische Erfahrung gehenden empirischen Sozialwissenschaft entgegenstellen konnte.

Am Stichwort Mannheim und Kritik der Wissenssoziologie lässt sich zeigen, worum es geht: War nicht unsere Position geradezu ein Beleg für die „Seinsgebundenheit“ der Produktion einer ziemlich „freischwebenden Intelligenz“, deren „relationalistische“ Dekonstruktion einigen Gewinn im Sinne einer redlichen generationellen Selbstaufklärung versprochen hätte? Um Missverständnisse zu vermeiden: Nicht um die Verurteilung der genannten

Positionen, etwa von Habermas, Marcuse und anderen geht es, sondern um deren vorschnellen, abgekürzten Gebrauch zum Schutz eigener Blindstellen, der auf mehr verweist als bloße theoretische Faulheit. Dieser augenfällige Verzicht auf eigene Anschauung der Wirklichkeit ist erklärungsbedürftig.

Den Vorwurf des Wirklichkeitsverlustes hätte man damals natürlich mit aller Macht zurückgewiesen. Die Wirklichkeit – im Sinne einer theorierelevanten Realität – hätten wir sofort benannt, etwa im Vokabular der Debatten des Soziologentags von 1968 unter dem Titel „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft“ (ein weiterer Habermas-Band jener Jahre hieß „Legitimitätsprobleme des Spätkapitalismus“). Nur beschäftigte uns wirklich der Spätkapitalismus oder nahmen wir ihn nicht eher als bequeme Abkürzungschiffre für eine Jetztzeit, die wir aus einer ganz anderen Perspektive anschauten? Es ist hier tatsächlich ein Wirklichkeitsbezug „second hand“ zu konstatieren oder, wie es Karl Schlögel für seine Generation konstatiert, eine starke Schiefelage intellektuell-theoretischer Weltsicht in Gestalt eines gravierenden Mangels an „Anschauung“.

„Meine Generation ist mit der Konjunktion von „Erkenntnis und Interesse“ (Jürgen Habermas) aufgewachsen. Sie ist damit nicht schlecht gefahren, und sie wäre damit noch besser gefahren, wenn sie die Erkenntnis etwas mehr im Sinne Immanuel Kants – keinen Begriff ohne Anschauung, keine Anschauung ohne Begriff – verstanden hätte. [...] Aber in der vulgären Fassung der Kritischen Theorie, die Schule gemacht hat, war die Erkenntnis der Feind der Anschauung. Das hatte Folgen. Die Sinne wurden unter Verdacht gestellt“ (Schlögel 2007: 269).

Hier spricht ein 68er. Immerhin hatte dessen Generation (wenngleich nur wenig älter als wir) eine klare Anschauung gehabt: die autoritären Familien und Institutionen, den kulturellen Muff und den restaurativen Grundzug der Adenauer-Ära. Doch dieser politikkulturelle und ideologische Komplex war seit Mitte der 60er in einem Akt zugleich theoretischer und praktischer Rebellion zum Einsturz gebracht worden. Zehn bis 15 Jahre später, nach Woodstock, der „kleinen Koalition“ und Baader-Meinhof, war vieles aus diesem alten Repertoire zwar noch vorhanden, aber spätestens im vergeblichen Versuch einer „geistig-moralischen Wende“ durch die neue konservative Regierung Helmut Kohls zeigte sich, dass eine fundamentale kulturelle Rückwärtsrolle (im klassischen marxistischen Jargon: „die Reaktion“) nicht mehr möglich war. Solche ideologiepolitischen Projekte, so war bald klar, mussten am „Mittelmaß und Wahn“ (Hans Magnus Enzensberger) der bundesrepublikanischen Wirklichkeit jener Jahre zwangsläufig scheitern. Folglich war auch der gute alte „Schleier“ des „ideologischen Scheins“ längst zerrissen. Pünktlich zum Ende der sozialdemokratischen Reformära erschien Sloterdijks „Kritik der zynischen Vernunft“, deren genialer Witz eine ganze Generation des von nun an mit dem Chic der Affirmation spielenden Feuilletons vorwegnahm.

Als dann schließlich als eigentliche Haupttat der Kohl-Regierung flächendeckend das Privatfernsehen eingeführt wurde und nach klassischen Maßstäben der Ideologiekritik eigentlich die perfekten Produktionsbedingungen entfremdeten Bewusstseins geschaffen waren – eine Art Orwell'sche Dauerbeschallung im Bildzeitungsformat für jede Wohnstube – dauerte es nicht mehr lange, bis sich endgültig die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass die Annahme eines universellen „Verblendungszusammenhangs“, wie sie aus Adornos Theorie einer vergesellschafteten Kultur herkam, an der Wirklichkeit so vorbeiging wie die Unterstellung eines faschistischen Kerns der Bundesrepublik, die ja in den Köpfen einer nicht ganz kleinen Minderheit tatsächlich verblendeter Vertreter der jungen, gut ausgebildeten Generation noch lange weiterspukte.

Zu dieser Zeit, in der maoistische K-Gruppen über den rechten Weg (China oder Albanien?!) stritten und sogenannte (und wie sich später herausstellte: von der Stasi finanzierte) „gewerkschaftlich orientierte“ Studentenverbände wie der MSB Spartakus studentische Wahlen fälschten, hatte man es längst mit einer gesellschaftlich wie ideologisch fragmentierten Gesamtlage zu tun, die sich nicht mehr auf einen in marxistischer Tradition etwa über Produktionsverhältnisse interpretierbaren gemeinsamen Nenner bringen ließ. Damit war nicht nur ein gesamtgesellschaftlicher ideologischer Verdeckungskomplex, sondern auch ein soziologisch fassbarer Gegner verloren gegangen. Und die sozialcharakterologische Inkarnation dieses verlorenen Zusammenhangs, der über seine Verlustängste radikalisierte Kleinbürger, Untertan und ewige Spießer, hatte seinen vorerst letzten Auftritt in der Gestalt des „Fernsehekels“ Alfred Tetzlaff gefunden, der schon seit der Erstaussstrahlung in den späten 70er Jahren seine alte Rolle als Gottseibeius jeder emanzipatorischer Linken vertauscht hatte mit der eines nostalgisch-ironischen Zitats, über das man sich bei jeder neuen Ausstrahlung klassenübergreifend die kulturelle Distanz zum alten Deutschland – oder sagen wir zum Deutschland vor der „Spiegel-Affäre“ – vor Augen führen konnte.

Die eigene Anschauung der Wirklichkeit jener spätsiebziger und achtziger Jahre hätte ja wohl – Hand aufs Herz! – nicht weniger ans Licht gebracht als eine auch nach dem Radikalenerlass und Stammheim immer noch ziemlich liberale, mittlerweile auch im demokratischen Machtwechsel geübte zivile Gesellschaft, mit erstaunlichem Wohlstands- und Wohlfahrtsniveau und einem (im Vergleich zu heute) recht offenen und dynamischen Bildungssystem. Natürlich, die 68 anvisierte Revolution hatte nicht stattgefunden, dafür aber die Kommune 1, und in einer Kultur, die neben Bildzeitung und Schulmädchen-Report auch vom Massenerfolg des Suhrkamp-Verlags geprägt war, brauchte man sich ebenso wenig mit Emigrationsgedanken zu tragen wie in einem kalten Krieg, in dem erhebliche Anteile der jungen männlichen Jahrgänge den Kriegsdienst verweigern konnten.

Das hier geschilderte Syndrom eines generationellen Wirklichkeitsverlustes führte bei damaligen linken und linksextremen Splittergruppen (wie von Gerd Koenen (2001) eindrucksvoll rekonstruiert) zu einer bemerkens-

werten Verlegung des politischen Engagements in von Südostasien bis nach Mittelamerika weitestmöglich entfernte Weltregionen. Hier gab es noch Gut und Böse, klare Freund-Feind-Identifikation à la Carl Schmitt, in jedem Falle heroischere Szenarien als sie die sozialliberale Westrepublik zu bieten hatte. Und es ist wohl nicht nur essayistische Zuspitzung, wenn man den damaligen Versuch der RAF, in geradezu ironisch zu nennender Analogie zum „Kronjuristen des Dritten Reichs“ Politik zu machen, indem man versuchte, eine Art faschistischen Ausnahmezustand herbeizuschießen, als extremste Reaktion auf die objektive Harmlosigkeit der politischen Wirklichkeit jener Jahre charakterisiert.³ Wie dem auch sei: Selbst wer nicht in K-Gruppen oder dekapistischen Organisationen auf die Heilung seines politischen Narzissmus hoffte, sondern ganz einfach linksliberal emanzipatorisch optierte und vielleicht in den späten Schmidt-Jahren auf die grüne Alternative setzte, war, und darum geht es ja hier, auf eigentümliche Weise abgelenkt von der ihn umgebenden politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit – bzw. wenn man es genauer betrachtet: fixiert auf etwas anderes.

Und das war ganz und gar nichts Fernliegendes, sondern die eigene deutsche Geschichte, der damals erst rund 30 Jahre zurückliegende Nationalsozialismus mit seiner – neben den realen Kontinuitäten – unheimlichen Fortwirkung im kollektiven Bewusstsein des westlichen Nachkriegsdeutschlands. Immerhin war spätestens nach dem Aufbrechen des großen Schweigens der 50er Jahre (aber eigentlich auch schon zuvor, seit den ersten wichtigen Analysen etwa von Eugen Kogon oder Alexander Mitscherlich) eine doppelte Kultur der Erinnerung zum vielleicht markantesten Charakteristikum der öffentlichen Debatte in der Bundesrepublik geworden. Immer wieder waren ja im hier thematisierten Zeitraum, etwa anhand der amerikanischen „Holocaust“-Fernsehproduktion, die zwei mächtigen Strebungen einerseits des Aufklärens, Bewusstmachens und Bearbeitens und andererseits des Verdrängens und Abwehrens der NS-Geschichte, die ja weit in jede Familie hineinragte (vgl. Welzer 2002), miteinander in Konflikt geraten – ein ziemlich besonderes, bis heute durch seine periodischen Höhepunkte („Historikerstreit“, Walser-Bubis-Debatte usw.) die politische Kultur des Landes prägendes Dauergefecht des „Schlussstrich“-Lagers mit den „Aufarbeitern“.

Und genau in diesem Geschäft sahen wir uns gefordert, hier wollten wir mitmischen. Aus der (wenn nicht ersten dann jedenfalls) „zweiten Schuld“ (Ralph Giordano) des Vergessens bezogen wir letztlich die Leidenschaft für unsere kritische Identifikation. Etwas überspitzt darf man sagen, dass, wo nicht der Faschismus selbst, dann doch die Potenzialität seiner jederzeitigen Wiederkehr (siehe Bertolt Brechts „Der Schoß ist furchtbar noch...“) unsere Wirklichkeit war. Für unseren Lehrer Lenk wie für den berühmtesten seines 1929er-Jahrgangs, Jürgen Habermas, war der Nationalsozialismus unmittelbar prägendes persönliches Kindheits- und Jugenderlebnis gewesen – eine Erfahrung, die bei beiden Autoren bis in den letzten Winkel des Werks zu spüren ist. Aber für uns war dies Geschichte, d.h. Wirklichkeit ohne direkte eigene Anschauung, wenn man so will: Erfahrung eines historischen Dä-

mons, der gerade in seiner gespensterhaften Allgegenwart höchste moralische Gewichte ins Spiel brachte und erhebliche Aufforderungsimpulse zum eigenen Tun hergab.

Und so kommt es, dass selbst da, wo beispielsweise in den sogenannten neuen sozialen Bewegungen dieser Zeit Themen wie Nachrüstung oder Atomkraft die Agenda bestimmten, der eigentliche Antrieb durch den moralisierenden Hintergrund-Sound der Debatten und Aktionen jener Zeit „ausgeplaudert“ wird: Brokdorf, Startbahn West und Bonner Hofgarten wurden zum Schauplatz eines diffus antifaschistischen konnotierten Widerstandsspiels des emphatischen „Nie Wieder“, das mit größtem Ernst betrieben wurde. Ein Ernst, der wohl für die produktive Abwicklung einer geistig-politischen Pubertät Voraussetzung ist, den die meisten Kommilitonen aber in der damaligen unaufregenden Gesamtlage mit außergewöhnlich hohen Spielräumen für die Selbstrealisierung nicht fanden – und der folglich ideologiekritisch herbeigezaubert wurde.

Als Erklärung für dieses merkwürdige Stellvertreter-Phänomen ist mit Blick auf die 68er immer wieder die den Jüngeren über die Familien und ungeklärte Vater-Konstellationen zugefügte Kränkung angeführt worden, die in dem Wissen darum bestand, dass es den Deutschen nicht gelungen war, sich aus eigener Kraft vom Nationalsozialismus zu befreien. In der ständigen Wachsamkeit vor Affiliationen zum NS-Syndrom, einem Zustand, den man wohl nur als eine Art ideologiekritischen Daueralarm bezeichnen kann, lag wohl tatsächlich ein Versuch nachholenden Widerstands vor, der, im Blick auf seine psychodynamische Herkunft heute auch nicht mehr besonders rätselhaft erscheint. So wurde die Faschismusgefahr zu unserer stellvertretenden Wirklichkeit, die Fallhöhe des Themas ersetzte bei uns Nachgeborenen eine unmittelbare Zeitgenossenschaft. Und es gab genug zu tun: von Freyer bis Gehlen, von Konrad Lorenz bis Ernst Nolte bis hin zu Luhmann, dessen suggestiv-coole Engagements-Verweigerung ganz nach dem Muster der alten Positivismus-Kritik als gegen faschistische Vereinnahmung nicht immune Affirmation „entlarvt“ wurde. Unabhängig vom jeweiligen Ergebnis dieser Arbeiten ist festzuhalten: Es ging viel zu oft und viel zu sehr um das Pathos des Aufdeckens, die saubere Analyse kam nicht selten zu kurz.

Es war eben ein mächtiger moralischer Auftrag, den wir post-68er Baby-Boomer übernehmen wollten. In einer Welt der „neuen Unübersichtlichkeit“, auch der diffusen moralischen Gesamtlage, wollte man zu den Guten gehören. Das gelang nur durch Teilnahme an einem antifaschistischen Projekt, das bei Licht besehen, nicht mehr unser eigenes war. Natürlich existiert bis heute eine große Zahl weißer Flecken in der Faschismusforschung, vor allem für Historiker gibt es noch eine Menge zu tun. Als *theoretische Probleme* jedoch sind Faschismus und Nationalsozialismus durch die Generation der „29er“, nicht zuletzt durch Kurt Lenk, eigentlich erledigt und waren es recht verstanden auch schon in den späten 70ern. Auch die nächste Genera-

tion kritischer Carl-Schmitt-Exegese wird hieran nichts Grundlegendes ändern.

Nun ist mit diesem Befund einer generationellen Wirklichkeitsverschiebung ja nichts weltbewegend Schlimmes ausgesprochen. Vielleicht enthält er aber einen Hinweis auf einen wissenschaftslogisch und -historisch bedeutsamen Umstand. Es geht dabei um das jenseits aller generationen- und deutschlandspezifischen Prägung bestehende, auffällige Ungleichgewicht von Theorie und Anschauung, das sich in einem schier unaufhaltsam wachsenden Trend zur Themen- und Materialwahl im Sekundären ausdrückt. Die Frage lautet: Wie viel Theorie, wie viel Geist ist zu verstehen, um die Welt verstehen zu können? Wie viel Text, wie viel klassische Analyse ist durchzunehmen, bevor die Wirklichkeit in den Blick genommen wird?

Bemerkenswert war nämlich damals bereits die ständig zunehmende Tendenz zur empirischen Auszehrung der bedeutenden theoretischen Anstrengungen der Gegenwart. Wer kennt nicht das Unbehagen bei der Lektüre selbst der Besten ihres Fachs in Anbetracht des Übergewichts von Anteilen an Bearbeitung bereits vorliegender Theorie im Vergleich zur Analyse empirischer Phänomene, etwa bei Adorno und der erstaunlichen, ja eigentlich unzulässig schmalen empirischen Basis seiner „Ästhetischen Theorie“ (einer Arbeit eigentlich ohne Bezug etwa zur modernen bildenden Kunst!) oder bei Habermas' „Theorie des kommunikativen Handelns“ mit ihren im Verhältnis zum Gesamtvolumen eher kurz geratenen gegenwartsbezogenen Anteilen.

Zunächst haben wir es hierbei natürlich mit einem unausweichlichen Umstand zu tun: Als „Zwerg auf den Schultern von Riesen“ stehend (wie Robert K. Merton eine mittelalterliche Metaphorik aufnimmt), muss jeder jüngere Autor doch für jede neue Erkenntnis einen immer größer gewordenen Fundus an älterer Theorie durcharbeiten, um dieser schließlich etwas Neues hinzufügen zu können. Dieses wissenssoziologische Entropiegesetz lässt sich vielleicht als „Goldgräber-Theorem“ der Erkenntnis bildhaft beschreiben: Zum Gewinn eines Gramms „theoretischen Edelmetalls“ verlangt es mit jeder Generation wissenschaftlichen Fortschritts das Sieben und Auswaschen von mehr und mehr Tonnen „theoretischer Altmaterie“. Dies führt aber nicht nur zur viel beklagten Zunahme des stilistischen Unwesens der Fußnotenschwere vieler wissenschaftlicher Texte, sondern es betrifft schließlich die Wahl von Themen und Methode. Allenthalben beklagt wird die Zunahme von Sekundär- und Tertiärtexten in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Produktion (à la „Der Soundso-Aspekt im Werk von Soundso unter Beachtung von Soundso...“) ohne wirklichen Neuigkeitswert. Dabei bleibt es doch bei der Verpflichtung jeder Theorie auf empirische Orientierung, darauf, um im Bild zu bleiben, neue Goldminen und -felder zu erschließen. Und so wenig dies ohne die Kenntnis der klassischen Texte gehen kann, so wenig wird es ohne einen scharfen Blick auf die Wirklichkeit gehen. Es gilt: Nichts ist praktischer als eine gute Theorie, aber diese kann dem Geist allein nicht abgewonnen werden.

Was fehlte in dieser Generation, lässt sich an den wenigen Autoren zeigen, die, begonnen beim großen Sammler Benjamin bis hin zu Karl Schlögel oder Wolfgang Schivelbusch, es sich mit Welt, wie sie ist, nicht einfach gemacht haben, sondern mit dem Werkzeug präziser Phänomenologie und theoretischer Zuspitzung zugleich analytische Tiefenschärfe aus dem Reichtum der Beobachtung gewinnen. Die Meister dieses Fachs waren im Feld der immer eher geistorientierten soziologischen Theorietradition Deutschlands zumeist Außenseiter, etwa Georg Simmel oder der „wunderliche Realist“ (Adorno) Siegfried Kracauer. Und sind nicht Adornos von genauester empirischer Anschauung getragenen „Minima Moralia“ eine faszinierendere Ethik, als jene, die der Verfasser der Spätwerke (analog zur „Negativen Dialektik“ oder der „Ästhetischen Theorie“), wäre er zur Durchführung des lange gehegten Plans einer „Ethik“ noch gekommen, wahrscheinlich vorgelegt hätte?

Solche Fragen muss sich stellen, wer heute neue Aufträge für die Ideologiekritik definiert. Was post-89, post-nine-eleven und post-Lehman-Bros ansteht, ist ja nichts Geringeres als eine Aktualisierung des Großprojekts der „Kritik der Politischen Ökonomie“ (vgl. Boltanski/Chiapello 2006). So selbstverständlich wie diese Kritik einen wichtigen Baustein in Form der Kritik des Neoliberalismus enthalten wird oder auch eine klassisch-ideologiekritische Analyse des Fetischs „Wachstum“ (in nahezu klassischer Wendung von Irenäus Eibl-Eibesfeld quasi-natürlich als „archaischer Positivwert“ beschrieben, vgl. Schäble 2010: 36-48), so dringend scheint sie etwa verwiesen auf eine präzise Analyse der Rekrutierungs- und Selbstbildstrategien junger Angehöriger der Beraterzunft oder auf eine soziodramatische Nahuntersuchung des täglichen Wahnsinns an den Börsen und in den „war-rooms“ der großen international spekulierenden Banken und Investment-Fonds. Solche dringend benötigte Studien hätten nicht nur den Vorteil einer auf Grund höherer Unterhaltsamkeit breiteren Wirkung, sondern wären sicher auch die besseren theoretische Texte. Gewiss, die wiederholte Lektüre der Klassiker hat uns, wie dem eingangs zitierten jungen Politologen, viel gegeben. Eine darauf aufbauende substanzielle Ideologiekritik, gewonnen an den Verhältnissen unserer Generation, sind wir gleichwohl schuldig geblieben – unseren Lehrern und uns selbst.

ANMERKUNGEN

- 1 Natürlich gilt dies nicht für alle und jeden; erlaubt sei allerdings eine Generalisierung für die Post-68er-Jahrgänge derjenigen jungen Sozialwissenschaftler, die es mit der Politischen Theorie ernst nahmen und sich damals einen Lehrer wie Kurt Lenk suchten.

- 2 Es geht hier nicht darum, ex post das Modell der offenen Gesellschaft zum demokratietheoretischen Stein der Weisen zu erklären, sondern die Strategien der Abwehr zu rekapitulieren.
- 3 Dazu passt sehr gut die in der gleichen Zeit grassierende Selbstverwirklichungs- und Psycho-Welle, jener subjektive Erfahrungshunger einer politisch eher unspektakulären Zeit. Vgl. hierzu: Rutschky 1982.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. u.a. (1972): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt und Neuwied.
- Koenen, Gerd (2001): Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967-197, Köln.
- Lenk, Kurt (1986): Marx in der Wissenssoziologie, Studien zur Rezeption der Marxschen Ideologiekritik, Lüneburg.
- Rutschky, Michael (1982): Erfahrungshunger. Ein Essay über die 70er Jahre, Frankfurt am Main.
- Schäble, Gunter (2010): CO₂-Zwerge oder Mensch im Klima, in: Merkur, H. 728, S. 36-48.
- Schlögel, Karl (2007): Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München.
- Welzer, Harald/Sabine Moller/Karoline Tschugnall (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main.